

„Es ist noch lange nicht vorbei“

Bald drei Jahrzehnte sind seit dem Super-Gau von Tschernobyl vergangen. Das wahre Ausmass der Katastrophe zeigt sich erst jetzt.

Heerscharen von kleinen Füchsen sonnen sich an der dunklen Holzwand und schaffen mit ihren leuchtend orangen Schmetterlingsflügeln einen hübschen Kontrast. Ein Hahn, so schön, dass man ihn malen möchte, stolziert durch den Garten. Eine hungrige Katze schaut neugierig ums Eck. Die letzte Frische des Morgens zerrinnt. Es wird ein heisser Frühsommertag. Es ist still. Nur aus der Ferne ist das Rufen eines Kuckucks zu hören. Eine kleine, gedrungene Frau tritt aus dem Blockhaus. Die in hellem Blau leuchtenden Fensterrahmen in hellem Blau locken das Licht durch die schmalen Schlitz ins Innere. „Holt Wasser. Ich will kochen“, ruft die Alte. Sie will nur Babuschka, Grossmutter, genannt werden. Der Ziehbrunnen steht im Schatten einer riesigen Baumes, der wie ein Wachturm über das Grundstück ragt. Er fördert ein fauliges, von Sand durchsetztes Wasser zutage.

Rund um diese Idylle ist nichts mehr, wie es einmal war. Das Dorf Zamoshnya liegt in der 30 Kilometer – Sperrzone um den zerstörten Block 4 des AKW Tschernobyl. Die Bevölkerung wurde einige Wochen nach der Katastrophe evakuiert. Auch Babuschka musste weg. Doch sie kam nach zwei Jahren zurück und blieb. Die Behörden hatten versichert, im Dorf sei die Strahlung ungefährlich. Das ist nicht ungewöhnlich. Die Radionuklide aus dem Reaktor verteilten sich nach dem Zufallsprinzip, Wind und Wetter spielten dabei die Hauptrolle. So blieben einige Dörfer weitgehend verschont und konnten nach einer Dekontaminierung wieder besiedelt werden. Doch nur die wenigsten kamen. Was hätten sie hier auch tun sollen? Es gab nichts mehr, was sie hätte ins Brot setzen können: Das Vieh war geschlachtet und, weil kontaminiert, verscharrt, Wiesen und Äcker vergandeten, Schulen, Behörden und Betriebe waren längst geschlossen. Babuschka kehrte mit einigen anderen Dorfbewohnern zurück ins Leben ihrer Vorfahren: einfache Bauern, die sich weitgehend selbst ernährten. Vor dem Super-Gau hatte sie auf der Kolchose gearbeitet, die das ganz Dorf ins Brot setzte. Heute ist sie zusammen mit ihrer gelähmten Schwester die letzte dieser kleinen Schar. Sie sei gesund, es gehe ihr bestens, versichert sie gleich. Und der Fisch, den sie für ihre Gäste gleich zubereiten werde, stamme nicht aus der Zone. „Freunde haben ihn mir gebracht“.

Die 82-jährige lebt seit Jahrzehnten in dem Haus. Innen ist es dank eines Lehmverputzes angenehm kühl. Es fliesst Strom, und auch das Mobiltelefon von Babuschka hat Empfang. Wann genau sie eingezogen ist, weiss sie nicht mehr. Zuviel muss passiert sein in ihrem Leben, das in einer Zeit begann, als auf Stalins Geheiss die Ukraine, die Kornkammer seines Reiches, der Sowjetunion, in den Jahren 1932 und 1933 ausgeplündert wurde, um den Bauern den Willen zu brechen und eine Zwangskollektivierung durchzusetzen. Selbst das Saatgut wurde beschlagnahmt. Eine katastrophale Hungersnot war die Folge. Millionen Menschen kamen um. Babuschka überlebte. Auch den zweiten Weltkrieg, die deutschen Besatzer und deren völkermörderische Blutspur, gerade in der Region um die nahe Bezirkshauptstadt Tschernobyl, wo fast die Hälfte der Bevölkerung jüdische Wurzeln hatte. Ihre Mutter habe sie und ihre Schwester im Stich gelassen, als sie gerade einigermaßen selbständig geworden sei. Das muss noch im Krieg gewesen sein. Seither lebe sie in diesem Haus. Es kamen gute Jahre. Die Sowjetunion der Nach-Stalin-Zeit. Die Arbeit auf der Kolchose des Dorfes, das Haus, der Garten, die Liebe, der ein schon als Kleinkind verstorbener Sohn entsprang.

Der draussen im Garten mit einem Küchenmesser entschuppte und filetierte Fisch schmeckt köstlich, die selbst gezogenen Kartoffeln sind mit frischem Dill veredelt. Dazu reicht sie im Essig eingelegte Pilze, „garantiert nicht verstrahlt“. Ob sie es nicht besser weiss? Wer hier Pilze sammelt und

verspeist, gefährdet seine Gesundheit. Schon auf nur leicht radioaktiv kontaminierten Böden bauen die Pilze die Radionukleide in ihre Fruchtkörper ein und werden zu erheblichen Strahlungsquellen. Auch die im Zucker gekochten Erdbeeren sind frisch aus dem schönen, sehr gepflegten Garten, den Babuschka nach dem Essen stolz zeigt. Dass sie sich ihren Weg zwischen zwei verfallenen Häusern bahnen muss, nimmt sie kaum mehr wahr. Die zerbröckelnde Bushaltestelle gegenüber ihrem Haus, wo seit bald drei Jahrzehnten kein Bus mehr gehalten hat, ist längst Teil ihres Alltags. Natürlich darf der selbst gebrannte Wodka nicht fehlen, den es nach Landesbrauch in einem Zug zu trinken gilt. Paradiesisch. Kann das sein? Mitten in einem nuklearen Sperrgebiet?

Ein Spaziergang durch die Stille des Dorfes. Mächtige Bäume säumen das Teersträsschen. Die längst ausgeräumten Häuser verschwinden in einem sich ausbreitenden, jungen Wald. Manche sind schon halb verfallen, manche haben die Schönheit ihres schlichten Baustils bewahrt. Warten sie darauf, dass die wiederkehren, die es einst mit Leben erfüllt haben? Ein Kriegerdenkmal im Schatten einer wild wuchernden Baumgruppe erinnert an die Gefallenen des Zweiten Weltkrieges. Die Plastikblumen, die es schmücken, verwelken nie. Das Schulhaus aus Stein. Die Treppen zum Eingang sind überwachsen. Die Tür ziert ein Rundfenster, das noch Reste einstiger Bemalung zeigt. Ein Teil der Decken ist eingestürzt. Draussen auf dem mit hohem Gras überwachsenen Schulhof machen es sich junge Birken bequem. Nur wenige Meter dahinter beginnt der Sumpf. Die Natur hat freies Spiel. Es bleibt still.

Die weiten Felder, auf denen einst das Vieh graste, sind zu Steppen geworden, auf denen sich Buschwerk und junge Bäume ausbreiten. Auf den sauren Waldböden gedeihen Waldkiefern mit ihren mächtigen, mediterranen Kronen. Daneben kommen auch grosse Laubmischwälder vor. Ein Baummeer säumt die Strassen, die wegen des Brandschutzes nach wie vor unterhalten werden. Denn ein Waldbrand könnte die im Erdreich allmählich absinkenden Radionukleide wieder freisetzen. Wissenschaftler haben herausgefunden, dass das Herbstlaub nur teilweise zersetzt wird. Es mangelt an Mikroorganismen, Insekten und Würmern. Die Gründe für den Rückgang sind nicht bekannt – der Schluss, dass die Strahlung auch diesen Lebewesen zusetzt, liegt allerdings nahe. Auch die Waldkiefern bleiben nicht verschont. Manche Stämme sind zu bizarren Gebilden deformiert. Ein Stamm verzweigt sich auf Kopfhöhe zu einem hydraartigen Gebilde, die Rinde leuchtet hell- statt dunkelbraun; ein anderer zeichnet in drei Metern Höhe einen Kreis in die Luft, um dann schräg nach oben weiterzuwachsen und schliesslich zu verenden. Ob sich hier im Boden einer der gefährlichsten Stoff überhaupt findet: Plutonium-239? Schon winzigste Mengen töten einen Menschen - vorausgesetzt, das giftige, strahlende Schwermetall gelangt etwa über die Atemluft in seinen Körper. Die Strahlung selbst durchdringt nicht einmal die menschliche Haut. Doch es wird noch schlimmer kommen. Im Atomkraftwerk Tschernobyl wurde, in weit grösserer Menge auch Plutonium²⁴¹ produziert. Es ist – vergleichsweise – harmlos und mit einer Halbwertszeit von 14,4 Jahren baut es sich im Vergleich zu Plutonium²³⁹ (Halbwertszeit 24'000 Jahre) viel rascher ab. Doch das Zerfallsprodukt, Americium-241 ist potenziell noch gefährlicher als Plutonium-239: Denn Americium²⁴¹ schickt sich gerade erst an, seine Wirkung zu entfalten. Als Gammastrahler durchdringt es sogar Betonwände. Ende des 21. Jahrhunderts wird es noch über Jahrhunderte voll wirksam sein. Die Halbwertszeit beträgt 432 Jahren. Dann wird es vielleicht Sperrzonen in der Sperrzone geben, deren Betreten unmittelbar lebensgefährlich sein kann. Nicht nur dort. Auf illustrierten Karten, die die Verseuchung mit Plutonium-239 anzeigen, sind weit grössere Gebiete betroffen, unter ihnen auch die Millionenstadt Kiew. Am Horizont ein Hügelgrab: der neue, 100 Meter hohe, tunnelförmige Sarkophag. Er soll 2017 die zunehmend löchrig werdende, im Eilzugtempo und unter katastrophalen

Bedingungen errichtete Hülle ersetzen, die die strahlende Ruine des zerstörten Atomkraftwerkes abschirmt.

Die Naturschutzorganisation Greenpeace beschreibt die Sperrzone als neue Wildnis, in der die Natur sich mit ungestüher Kraft ihren angestammten Platz zurück erobert. Von einst ausgerotteten Wölfen und Seeadlern, die das Gebiet wieder besiedeln, ist die Rede. Sie verwandeln, zusammen mit ausgewilderten Wisenten und Wildpferden, die Sperrzone in ein Paradies. Doch das ist nicht einmal die halbe Wahrheit.

Das Betreten der Sperrzone ist verboten. Die Überwachung ist so lückenhaft und die Überwacher sind so korrupt, dass Wilderer und Plünderer tun und lassen können, was sie wollen. Die wenigen, wahrscheinlich durchziehenden Wölfe, die es in den verstrahlten Wäldern tatsächlich gab, sind längst abgeschossen worden, weil sie angeblich eine Bedrohung für die wenigen verbliebenen Bewohner waren. Auch Babuschka hat ihr Heulen gehört und sich gefürchtet – eine in einem Meer von Radioaktivität absurde Angst vor einem Raubtier, das selbst niemanden mehr fürchtet als den Menschen. Alles, was sich irgendwie noch zu Geld machen liess, namentlich Metalle aller Art, ist längst aus der Sperrzone abtransportiert worden. Nur die Katastrophentouristen, die sich nicht gut genug auskennen, werden gehörig zur Kasse gebeten, um dann von schlecht geschulten Führern den Sarkophagen und die Geisterstadt Prypyat gezeigt zu bekommen. Sie erinnert den Besucher unweigerlich an die Kulissen von Endzeit-Filmen, die die Welt nach dem atomaren Krieg zeigen. Die Gebäude dürfen sie nicht betreten, die Strassen nicht verlassen. Man muss schon so unverfroren sein wie der Besitzer eines Kiewer Nachtclubs, der einen verstrahlten, nach dem Einsatz vergrabenen Helikopter ausbuddeln und abtransportieren lassen wollte, um damit sein Lokal zu schmücken, bis die Behörden reagieren. Die gesamten Gerätschaften waren damals nach ihrem Einsatz am verstrahlten Reaktor vergraben worden. Doch nicht nur aus der Sperrzone, die knapp die Grösse des Kantons Tessins erreicht, hat sich der Mensch weitgehend zurückgezogen. Auch in den umliegenden, stark von der Landwirtschaft geprägten Gebieten kam die Arbeit ums tägliche Brot praktisch zum Erliegen. Wer konnte, zog weg. Wer blieb, musste sich in einer kargen Existenz einrichten.

Der Evolutionsbiologe Anders Pape Møller vom Centre National du Recherche Scientifique in Paris sitzt im Schatten eines Apfelbaumes unweit des Checkpointes zur Sperrzone. Dort kann schon ein Tippfehler in den einzureichenden Dokumenten ausreichen, um den Zutritt zu verweigern. Dann helfen nur noch Kaffee oder Zigaretten als Schmiermittel. Es ist nur ein Steinwurf bis zum Waldrand, wo die Sperrzone beginnt. Eine alte Frau radelt in Zeitlupe vorbei, ein junger Mann stellt sein plärrendes Radio auf maximale Lautstärke, um sich dann an einem verrosteten Handwagen zu schaffen zu machen. Eine stattliche Schar Enten sucht auf einem weiten, ummauerten Hof nach Futter. Es sind die letzten Nutztiere in dieser Kolchose. Ställe, Verwaltungsgebäude, Wohnhäuser, ein Verladekran, ein paar rostige Traktoren: alles ist dem Zerfall preisgegeben. Ein rundes Jahrhundert soll es dauern, bis von einem verlassenen Gebäude nur noch die Fundamente übrig sind. Møller, reist seit 1993 jeden Sommer für ein paar Wochen nach Tschernobyl. Für den Dänen ist es ein einzigartiges Freiluftlabor. Er gilt als einer der weltweit führenden Experten für Rauchschnalben. Zehntausende hat er in seinem Forscherleben eingefangen, untersucht, beringt und wieder freigelassen, in der Hoffnung sie eines Tages wieder zu sehen, um Rückschlüsse über ihre Entwicklung zu ziehen. Rauchschnalben legen zwischen ihren Sommer- und Winterquartieren Zehntausende von Kilometern zurück. Sie sind typische Kulturfolger. In Viehställen nisten sie besonders gerne, denn dort findet sich ihre Leibspeise, kleine Fluginsekten, zuhauf. Die Landwirte wissen diese Ernährungsform zu schätzen und öffnen ihnen im Frühjahr bereitwillig die Stalltore. Die

Vögel mit den an einen Frack erinnernden, langen Schwanzfedern sind mit rund 20 Gramm wahre Fliegengewichte, pfeilschnell und wendig. Møller fängt sie mit einem handelsüblichen Fischernetz, das er vor den offenen Eingang eines verlassenem Stalles spannt. In dem gut und gern 100 Meter langen Gebäude, in dem einst Hunderte Kühe gehalten wurden, nisten sie. Mit ruhiger Hand befreit er die zierlichen, im Netz hängengebliebenen Vögel aus ihrer ungemütlichen Lage und steckt sie in Stoffsäcklein. Unter dem Apfelbaum werden Møller und sein Mitarbeiter zu Erbsenzählern. Es gilt, eine ganze Reihe von Parametern, vom Geschlecht über Gewicht bis zur Schwanzlänge, zu erfassen und auf ein Formular zu übertragen. Møller entnimmt auch etwas Blut und den Männchen Sperma, er zeichnet das Gefieder auf einem Blatt Papier nach. Schliesslich beringt er sie. Das Prozedere dauert einige Minuten. Die Vögel lassen es stoisch über sich ergehen. Dann öffnet Møller seine Hand. Die Freiheit ruft. Doch einige der Rauchschnalben verharren eine Weile unbeweglich, um urplötzlich mit kaum sichtbarem Flügelschlag in rasendem Tempo davonzufiegen. Es ist ein letzter Test über deren Befindlichkeit. Fliegen sie nicht aus freien Stücken weg, interpretiert Møller dies als Hinweis für eine generelle Schwäche.

Die aufwendige Datenerhebung verfolgt ein Ziel: herauszufinden, wie es um die Gesundheit der Rauchschnalben in und in der Nähe der Sperrzone bestellt ist. Denn nicht immer ist diese so offensichtlich wie beim Vogel, an dessen Bauch sich eine feste, stecknadelgrosse Kugel ertasten lässt: Ein Tumor. „Ich habe in Dänemark Zehntausende Rauchschnalben untersucht und dabei keinen einzigen Tumor gefunden. Hier leidet einer von 20 Vögeln an solchen Geschwülsten“. Diese extrem hohe Tumorrage ist eines einer ganzen Anzahl von Indizien, die nur einen Schluss zulassen: Die radioaktive Strahlung setzt den Rauchschnalben in einem erschreckenden Ausmass zu. Etwa bei der Fruchtbarkeit der Männchen. „Wir fangen Vögel in Zonen unterschiedlicher Strahlungsintensität ein“, erklärt Møller, „angefangen von Gebieten wie hier, ausserhalb der Sperrzone, die nur eine geringfügig über dem natürlichen Niveau liegende Strahlung zeigen, bis zu den Hot Spots mit extrem hoher Strahlung wie dem „roten Wald“ in unmittelbarer Nähe des zerstörten Reaktors. Dort starben nach dem GAU die Bäume binnen weniger Tage ab. Die Resultate sind eindeutig: Je höher die Strahlung, desto geringer die Zeugungsfähigkeit der Männchen. Schon bei mittleren Strahlendosen sind viele unfruchtbar. Und das, obwohl sie ja nur vier bis fünf Monate im Jahr hier verbringen“. Sichtbare Zeichen der Strahlenschäden sind Verfärbungen des Federkleides und deformierte Schwanzfedern.

Es stimmt schon, was Greenpeace sagt: Die Natur erobert sich die vom Menschen weitgehend verlassene Sperrzone zurück. Doch von Paradies kann nicht die Rede sein. Es ist die Hölle, und ein gigantisches Experiment am lebenden Objekt. Denn längst nicht nur die Rauchschnalben sind betroffen. Der kanadische Biologe Tymothy Mousseau von der Universität South Carolina in Columbia in den USA hatte Ende der 1990er-Jahre aus wissenschaftlichem Interesse in Tschernobyl kleinere Studien zu den Folgen der Verstrahlung gemacht. Schon damals schienen die Resultate eindeutig zu sein: Fauna und Flora in der Sperrzone macht die Strahlung enorm zu schaffen. Doch nichts davon fand sich im 2006 anlässlich des 20. Jahrestags der nuklearen Katastrophe veröffentlichten Bericht der Umwelt-Expertenkommission der Internationalen Atomenergieagentur. Stattdessen ist von „blühenden Ökosystemen“ die Rede. Die Sperrzone sei von der ukrainischen Regierung zum Wildnis-Habitat erklärt worden, „und so sieht es dort auch aus“. Mousseau war schockiert. Wie konnte es sein, dass eine Institution, die sich der wissenschaftlichen Seriosität verschrieben hat, eine solche Ignoranz an den Tag legte? Mousseau beschloss, die Forschung zu intensivieren. Zahlreiche Studien haben er und Kollegen seither veröffentlicht. Sie alle vertiefen das

Bild einer Natur, die nicht imstande scheint, sich an die so radikal veränderten Lebensumstände anzupassen.

„In den am stärksten kontaminierten Gebieten gab es viel weniger Kleinnager, man hörte kaum Vogelstimmen, und man sah keine Spinnennetze. Wir wollten herausfinden, ob das nur dort so sei. Und so haben wir ein Beobachtungsnetz aufgezogen, das auch weniger oder gar nicht kontaminierte Areale in der Sperrzone erfasst, um Vergleiche anstellen zu können“. Mutationsraten, genetische Schäden, Spermienqualität, Fruchtbarkeit von Männchen und Weibchen, Lebenserwartung, Altersdurchmischung oder Artenvielfalt waren weitere Kriterien. Das Resultat sei eindeutig, sagt Mousseau: „Die Artenvielfalt der Vögel ist in den stark kontaminierten Gebieten mit Jahresdosen um die 100 Millisievert halbiert, deren Zahl auf ein Drittel geschrumpft“. Doch schon bei deutlich niedrigerer Strahlung, die sich im Bereich der für Angestellte in Atomkraftwerken noch als zulässig erachtet wird, sind die Rückgänge hoch. Betroffen seien alle Lebewesen. Als er vor zehn Jahren ausserhalb der Sperrzone nach Fruchtfliegen gesucht habe, sei er kaum fündig geworden. Dann habe es ihm gedämmert. Nicht nur die Fruchtfliegen waren weg, es gab auch kaum mehr Früchte, kaum Bienen oder Schmetterlinge. „So begannen wir damit, sie zu zählen. Es waren viel weniger als natürlicherweise zu erwarten wären. Bienen und Schmetterlinge sind schon bei einer Strahlenjahresdosis von 50 Millisievert verschwunden. Ein ähnliches Bild zeigte sich bei den Säugetieren. Und je tiefer wir in die Materie eintauchen, desto eindeutiger wird dieses Bild, sei es bei Pflanzen oder Tieren: Je höher die Strahlung, desto häufiger sind genetische Schäden, Missbildungen, verringerte Fruchtbarkeit, niedrigere Lebenserwartung, geringere Populationen und Artenvielfalt. Viele Arten sind ganz verschwunden. Die Mutationen werden vererbt, und es sieht danach aus, dass sie sich nicht nur über die Generationen anhäufen, sondern auch in Populationen ausserhalb der Sperrzone auftreten“. Nicht alle Lebewesen leiden in gleichem Ausmass. Einige erweisen sich als deutlich anpassungsfähiger, und es ist nicht auszuschliessen, dass sie sich allmählich durchsetzen werden. Es wäre ein vom Menschen verursachter Selektionsprozess. Es könnte erst der Anfang gewesen sein. Denn strahlungsbedingte Mutationen entfalten ihre Wirkung noch über viele Generationen.

Das Bild einer Natur, die sich selber zu helfen weiss, bleibt dennoch hartnäckig. Es wurde befördert durch den 2010 fertig gestellten Dokumentarfilm „Tschernobyl – Die Natur kehrt zurück“ des französischen Regisseurs Luc Riolo, der beim Betrachter genau diesen Eindruck erweckt. Der Autor hatte die Wissenschaftler mehrere Sommer lang begleitet, um schliesslich praktisch alles auszublenden, was seiner These widersprach. Die Aufnahmen von Wildtieren wie Wölfen oder Bären, die es in der Sperrzone wieder zuhauf geben sollte, wurden in Deutschland gedreht und ohne weitere Angaben im Film verwendet, einer umstrittenen, von der Nuklearindustrie mitfinanzierten Studie an Mäusen, die angeblich eine erstaunliche Anpassungsfähigkeit an den Tag legen, viel Platz eingeräumt. Der Film ist unkommentiert regelmässig auch im deutschsprachigen Raum zu sehen und trägt mit zum schiefen Bild eines postnuklearen Naturparadieses bei. Die Arbeit von Mousseau und seinen Forscherkollegen aus aller Welt ist derweil ständig auf der Kippe, weil die Finanzierung jedes Jahr aufs Neue zur Gratwanderung wird. „Dabei sind unsere Resultate eindeutig. Die Folgen der Verstrahlung werden unterschätzt. Bei Pflanzen, Tieren und wohl auch beim Menschen“. Doch eigentlich könne das niemanden überraschen, sagt Anders Møller. „Seit Madame Curie wissen wir ja, dass radioaktive Strahlung gefährlich ist. Doch niemand will davon hören. Ich hätte gescheiter meinen Vorsatz, die Krim zu besuchen, umgesetzt. Dafür ist es jetzt zu spät“.

Vassili Alexejewitsch Marchinko ist nie mehr nach Tschernobyl zurückgekehrt. Dabei war er damals dabei. Es treibt ihm noch heute die Tränen in die Augen, wenn er beschreibt, wie er am Tag nach der Katastrophe von der Arbeit im AKW nach Hause kam – und eine leere Stadt Prypyat vorfand. Niemand hatte ihn über die Evakuierung der 50'000 Einwohner informiert. Dabei hatte er die ganze Nacht nach der Katastrophe damit gerechnet. „Als ich aus dem Küchenfenster den violetten Feuerschein aus dem zerstörten Reaktor sah, war mir klar: Das Schlimmste war geschehen. Ein nukleares Feuer, eine Kettenreaktion unter offenem Himmel, kaum mehr zu löschen. Wir mussten weg“. Kein Auge hätten er und seine Frau zugebracht, stattdessen die Koffer gepackt. Doch nichts geschah am folgenden Morgen. Alles schien wie immer zu sein. So bestieg Marchinko um halb sieben Uhr den Bus zum Kraftwerk. Er fuhr einen Umweg mit weitem Bogen um den zerstörten Reaktor. So musste er auf seinen gewohnten Spaziergang durch ein Wäldchen zu seinem Arbeitsplatz verzichten. Alles schien wie gewohnt. Nur sein Kollege wurde anderweitig eingesetzt. Dann wurden die Telefonleitungen gekappt. Seine Familie sah er erst Wochen später wieder. Sie war bei Verwandten in Donezk untergekommen. Prypyat war binnen Stunden zur Geisterstadt geworden. Die wenigen Zurückgebliebenen wurden aufgefordert, die Regale der Geschäfte zu räumen. Es wurde eine traurige, vom Alkohol vernebelte Nacht.

Der heute 67-jährige wurde derweil vom Spezialisten für die Reinigung radioaktiver Abwässer im Kraftwerk zum „Liquidator“ . 800'000 vorwiegend junge Soldaten wurden damals für die Lösch- und Aufräumarbeiten eingesetzt, darunter knapp 400'000 aus der Ukraine. Sie mussten unter extremsten Bedingungen, als es erst nach zehn Tagen gelungen war, das nukleare Feuer einzudämmen, eine neue Hülle für den zerstörten Reaktor bauen, der als Sarkophag in die Geschichte eingegangen ist und auf eine Lebensdauer von einem Vierteljahrhundert angelegt worden war. Inzwischen wird mit Geldern der EU, der USA und Russlands eine neue Hülle gebaut. Sie soll die Umwelt für weitere 100 Jahre vor der Strahlung schützen. Ob und wie eine Entsorgung oder Endlagerung je möglich sein wird, weiss heute niemand. Die Aufräumarbeit wird auch den kommenden Generationen nicht ausgehen.

Von den ukrainischen Liquidatoren lebt heute laut offiziellen Angaben noch etwa die Hälfte, bei jenen, die in den ersten Monaten nach der Katastrophe eingesetzt wurden, sind es noch weniger. Gestorben sind sie in ihren besten Jahren zwischen 30 und 50. Die Überlebenden, auch die rund 120'000 Evakuierten, unter ihnen viele Kinder, leiden fast alle an chronischen Krankheiten, verursacht durch „Tschernobyl Aids“, einer strahlungsbedingten Immunschwäche. Viele sind seit Jahren arbeitsunfähig. Sie waren Helden wider Willen gewesen, die mit ihrem Einsatz noch viel Schlimmeres verhinderten. Wäre es nicht gelungen, die anhaltenden nuklearen Kettenreaktionen im zerstörten Reaktor zu stoppen, es wäre noch über Jahre zur Freisetzung von Radionukleiden gekommen, die der Wind in alle Welt verteilt hätte. So wurden Länder wie die Schweiz vom Fallout nur gestreift. Marchinko ist als „homo sovieticus“ bis heute stolz auf seine Leistungen im AKW Tschernobyl, in dem auch jährlich 1,2 Tonnen Plutonium zum Bau von Atombomben produziert wurden. An der Wand hängen Fotos aus der Zeit: ein kräftiger junger Mann posiert mit Kollegen vor der Grossbaustelle des Kraftwerks und vor den Plattenbauten Prypyats. Aus der Schublade holt er eine Aufnahme, die damals streng verboten war: im Schutzanzug vor dem zerstörten Block IV. Marchinko sagt: „Damals gab es wenigstens noch einen starken Staat, die Sowjetunion, die in der Lage war, auch eine solche Krise zu meistern. Für die heutige Ukraine ist der Super-Gau wie der Untergang von Pompej im alten Rom“.

Da mag etwas gar viel Sowjet-Nostalgie mitschwingen. Aber im Kern hat der Mann nicht Unrecht. Der junge Staat Ukraine erging sich nach der über Nacht gekommenen Unabhängigkeit 1991 in einem

eigens erlassenen Gesetz in Versprechungen an die Liquidatoren und Evakuierten, die er nicht einmal ansatzweise einhalten konnte. So wartet Nicolai Isayev, Präsident der Tschernobyl-Partei, des politischen Armes der Überlebenden, bis heute auf das versprochene Gratis-Auto. Das könne er ohne weiteres verschmerzen, „aber die Streichung der freien medizinischen Leistungen trifft uns ins Mark, für manche kommt es einem Todesurteil gleich. Uns bleibt wie vielen Kriegsveteranen nur noch die freie Benützung der öffentlichen Verkehrsmittel“. Gerade noch ein Zwanzigstel der tatsächlichen Bedürfnisse der rund 120'000 „Tschernobyl-Invaliden“ werde durch staatliche Leistungen gedeckt. Mit den Invalidenrenten liessen sich in vielen Fällen kaum mehr als die existenziellen Kosten fürs Leben decken, „wenn überhaupt“. Auch Isayev war überzeugter Sowjetbürger. Der 59-jährige zählte zu einer schmalen Elite, er genoss Privilegien, verdiente so viel „wie ein Manager im Westen heute“, und er war überzeugt von der Sache. Der GAU habe alles verändert, und er habe den Untergang der Sowjetunion eingeleitet. „Heute kämpfe ich eigentlich nur noch gegen das Vergessen“.

Politische Zyniker würden einwenden, die Tschernobyl-Betroffenen würden damit gleich behandelt wie die übrige Bevölkerung, die ihre Arztrechnungen auch selber berappen muss – eine Normalisierung auf tiefstem Niveau. Eine unrühmliche Rolle spielen dabei auch internationale Organisationen wie die Internationale Atomagentur IAEA oder das UNO-Strahlen-Expertenkomitee UNSCEAR, die in ihren Berichten mit fast schon boshaft anmutender Hartnäckigkeit behaupten, die gesundheitlichen Probleme der Menschen aus Tschernobyl hätten andere Ursachen – Alkoholismus, Drogenmissbrauch, Arbeitslosigkeit. Danach sind als direkte Folge des Super-Gaus 50 Menschen gestorben, bis zu rund 5000 weitere Tote würden an den Folgen der Verstrahlung sterben. Damit spielen sie jenen in die Hände, die in einem faktisch bankrotten Staat nach Gründen suchen, um dessen Leistungen zu streichen.

Am Nationalen Forschungszentrum für Strahlungsmedizin in Kiew sucht David Belyi, Leiter der Kardiologie, seit Jahren den Gegenbeweis. Das ist eine wissenschaftlich kaum zu bewältigende Aufgabe, denn es fehlt vor allem am Geld, um die aufwendigen Studien aufzugleisen, die den in Gremien wie der IAEA oder UNSCEAR geforderten Standards entsprechen. Man muss tief eintauchen in die Welt der Statistik und der Epidemiologie, um sich ein Bild dieser Arbeit zu machen. Es geht letztlich darum, mit statistischen Analysen zu beweisen, dass etwa chronische Herz-Kreislauf-Krankheiten ursächlich auf die in Tschernobyl erlittene Verstrahlung zurückzuführen sind. Er habe zahlreiche Fallbeispiele von Liquidatoren, die kurz nach dem Aufenthalt in Tschernobyl erkrankten und nie mehr richtig gesund werden, sagt Belyi. „Hat man eine Krankheit im Griff, folgt schon kurz darauf die nächste, dann wieder eine und wieder eine – es hört nie auf. Viele Liquidatoren altern schneller. Es ist, wie wenn ihre Lebenszeit verkürzt worden wäre. Sie sind gefangen in diesem nicht selten tödlichen Kreislauf, aus dem es kein Entrinnen zu geben scheint.“

Aber, so hoffen viele Liquidatoren, wenigstens die Anerkennung, selbst keine Schuld daran zu tragen. Denn darauf laufen die Erklärungen internationaler Gremien wie UNSCEAR, IAEA oder WHO hinaus: Alkoholismus, Tabakmissbrauch, Arbeitslosigkeit, soziale Isolation spielen alle auch eine Rolle als Ursache für die Krankheiten vieler Liquidatoren, in der Summe seien sie weit ursächlicher als die erlittenen Strahlendosen in Tschernobyl. Diese Aufspaltung ist zynisch. Denn angefangen hat das Desaster für viele Betroffene mit dem Super-Gau von Tschernobyl.

In einem Krankenzimmer liegt Vladimir Kaluchenko. Seine Diagnose ist niederschmetternd: Knochenkrebs. Als Pilot hat er nach dem Super-Gau im Tiefflug chemische Substanzen am Flussufer des Prypyat versprüht. Sie sollten verhindern, dass verseuchtes Löschwasser in den Fluss gelangt. Aus

einer Schachtel kramt er Fotos aus der Zeit. Sie zeigen einen jungen, uninformierten Mann, stolz und aufrecht. Jetzt ist der 72-jährige vorzeitig zum Greis gealtert. Sein Bett Nachbar war nie in Tschernobyl. Aber seine Eltern. Der 25-jährige ist an Leukämie erkrankt. „Niemand kann im konkreten Fall beweisen, dass ein Zusammenhang besteht“, sagt seine Ärztin Irina Gargil. „Aber nur zehn Prozent der strahlungsbedingten, vererbaren Krankheiten brechen bei der Generation jener aus, die tatsächlich verstrahlt wurde. Das Risiko wird weiter gegeben an Kinder, Kindes Kinder und deren Nachkommen“.

David Belyi hofft, mit einer neuen Studie endlich den Gegenbeweis antreten zu können. Danach haben ehemalige Liquidatoren ein höheres Risiko für bestimmte Herzkrankheiten, auch unter Berücksichtigung von Tabakkonsum, Arbeitslosigkeit, Invalidität oder Alkoholismus. Es wäre, über ein Vierteljahrhundert nach der Katastrophe, ein kleiner Durchbruch. An der misslichen Lage vieler Betroffener wird das kaum mehr etwas ändern.

Der Kampf um die wissenschaftliche Wahrheit der Aerztinnen und Wissenschaftler am Nationalen Forschungszentrum für Strahlenmedizin ähnelt jenem von Timothy Mousseau. Er sagt. „Die Tiere in der Sperrzone trinken nicht. Sie nehmen keine Drogen. Sie werden auch nicht arbeitslos. Krank sind sie trotzdem, und es beginnt schon bei niedrigen Strahlungsdosen. Es gibt keinen Grund, warum Menschen weniger betroffen sein sollten“. Er könne nicht mehr unterscheiden, ob er noch nüchterner Wissenschaftler oder nicht schon Aktivist gegen das Vergessen und die Ignoranz geworden sei.

Angelina Nyagu ist es schon längst. Die Ärztin engagiert sich als Präsidentin der „Ärzte für Tschernobyl“ seit Jahren für die Opfer. Die eloquente, selbstbewusste 74-jährige weiss wohl, dass die Verzweiflung und Betroffenheit schlechte Ratgeber sind im Wettstreit um die besseren Argumente. Sie verzichtet bewusst auf zweifelhafte Forschungsergebnisse, von denen es im Umfeld der Atomkraftgegner nur so wimmelt, sie erzählt keine Krankengeschichten, sondern präsentiert die nüchternen Fakten, basierend auf offiziellen Zahlen: 1997, elf Jahre nach der Katastrophe, waren 352'939 ukrainische Liquidatoren registriert, die in den Jahren 1986 und 1987 Einsätze geleistet hatten. Von ihnen lebten im Jahr 2011 noch 166'087. Die Zahl der als invalid gemeldeten Personen, die entweder evakuiert oder als Liquidatoren eingesetzt worden waren, erhöhte sich im selben Zeitraum von 59'582 auf 112'729. 94,2 Prozent der Liquidatoren und 89,8 Prozent der aus der Sperrzone Evakuierten und knapp 80 Prozent von deren Kindern sind krank. Zu den diagnostizierten Krankheiten zählen eine allgemeine Schwächung des Immunsystems (Tschernobyl-Aids), Erkrankungen der Atemwege, des Harn- und Geschlechtsapparates, der Knochen und des Muskelapparates, des zentralen Nervensystems, der Augen (Grauer Star), des Blutes, Missbildungen, Schilddrüsenkrebs und Leukämie. Jeder dritte Liquidator leidet an einer psychischen Krankheit – in der ukrainischen Gesamtbevölkerung ist es nur jede sechste Person. Kinder von verstrahlten Eltern zeigen eine deutlich reduzierte Intelligenzleistung. „Wir werden wahrscheinlich das ganze Ausmass der Katastrophe gar nie ermessen können. Alleine die Kosten summieren sich auf 500 Milliarden Dollar“, bilanziert Nyagu. Aber eines sei klar: „Tschernobyl ist noch lange nicht vorbei. Es geht nicht nur um die Gesundheit von Hunderttausenden betroffenen Menschen, es geht auch um deren mangelnde wirtschaftliche Möglichkeiten, deren sozialen und psychischen Stress und deren Würde“. Ob sie damit jene, die das Sagen haben, überzeugen wird? Nyagu lächelt nur müde. Ihr Kollege Vladimir Shyriayev, der als Vize-Präsident amtiert, erlitt als 31-jähriger, kurz nach seinem Einsatz als

Notarzt in der Sperrzone, zwei Schlaganfälle. Er hatte in einer improvisierten Krankenstation überprüfen müssen, ob die Liquidatoren ihre Schutzausrüstung auch korrekt trugen. „Ich war zuvor vollkommen gesund gewesen. Niemand kann behaupten, das hätte nicht mit der Verstrahlung zu tun“. Shyriayev zieht den Berichtersteller zur Seite, sein Ton wird scharf, seine Verbitterung greifbar. „Sie glauben uns nicht. Niemand glaubt uns“, spielt er auf eine Bemerkung an, die darauf abgezielt hatte, dass Zahlen von allen Seiten manipuliert oder einseitig ausgelegt würden. Dann erzählt er von seinem Leben, von seinem Kampf gegen die Strahlenkrankheit und für die Wahrheit, den er verbissen bis heute führt. Er sei ein einsamer Mensch geworden.

Die 62-jährige Zinaida Gorban sitzt in der kleinen Küche ihrer Zweizimmerwohnung im 18. Stock eines Hochhauses am Stadtrand von Kiew. Die Satellitensiedlung Trojaschina ist mit einer halben Million Einwohnern eine Grosstadt in der Metropole. Zehntausende wurden aus Tschernobyl hierher umgesiedelt. Auch Zinaida Gorban, die als Buchhalterin in Prypyat gearbeitet hatte. Vier Monate nach der Evakuierung durfte sie nochmals zurückkehren, um einen Koffer mit persönlichen Effekten zu packen – ausgenommen Kinderkleider. Doch in der Wohnung habe es so schrecklich gestunken, dass sie darauf verzichtet habe. „Wir hatten nicht einmal den Kühlschrank ausräumen können. Jetzt war alles verrottet. Diesen Gestank wollte ich nicht als Erinnerung mitnehmen“. Gorban ist seit Jahren arbeitsunfähig, auch ihre erwachsene Tochter ist invalid. Vor Gericht erkämpfte sie erfolgreich ihren Anspruch auf eine Rente, die achtmal höher sein muss als die Mindestrente in der Ukraine. Doch durchsetzen kann sie dieses Urteil nicht. Stattdessen muss sie auch noch auf die routinemässig vorgeschriebene Computer-Tomographie verzichten. „Das kann ich mir schlicht nicht mehr leisten“. Sie sei müde geworden. „Früher habe ich mich noch regelmässig mit anderen Evakuierten getroffen. Wir haben uns unterstützt und Mut gemacht. Doch jetzt mag ich nicht mehr, weder das Haus verlassen noch zum Telefonhörer greifen. Wir sind eine verlorene und vergessene Generation“. Die ukrainische Variante der Teigtaschen, Varenky, die sie in der Mikrowelle erwärmt, schmecken köstlich.

Vassili Alexejewitsch Marchinko deutet auf den Stapel mit Medikamentenschachteln. „Die Pillen halten mich noch am Leben“. 28 Röntgen hat das Dosimeter damals für ihn ausgewiesen. Das entspricht etwa dem Vierfachen der Dosis, die ein Mensch mit der natürlichen Hintergrund-Gammastrahlung in seinem ganzen Leben aufnimmt. 20 Krankheiten seien an ihm schon diagnostiziert worden. Es ist still geworden in seinem Leben. Seinen Geburtstag feiert er alleine. Die erwachsenen Söhne leben weit weg, von seiner Frau hat er seit der Scheidung nichts mehr gehört. Und die ehemaligen Kolleginnen und Kollegen sterben weg, einer nach der anderen. Die friedliche Nutzung der Atomenergie zieht Marchinko nicht in Zweifel. „Wir brauchen das Atom, trotz aller Risiken“.

In Pureshiv in der Sperrzone tischt der 77-jährige Ivan Ivanovich im Garten seine Delikatessen auf: selbst gebackenes Brot, selbst gebrannten Wodka, und selbst geräucherten Schweinespeck. Zusammen mit seiner 77-jährigen Frau Maria ist er 1988 zurückgekehrt. Es hiess, das Gebiet sei dekontaminiert. Rund 100 der ehemals 500 Einwohner taten es ihm nach. Die meisten bereut es. Es gab keine Perspektiven für ein gutes Leben mehr. Die Kolchose war aufgegeben, Arbeit gab es keine. Maria und Ivan Ivanovich blieben. „Draussen, das war ein Leben im Provisorium. Wir hatten dort keine Zukunft. Hier im Dorf bin ich aufgewachsen, hier haben wir unsere Kinder gross gezogen. Und hier werde ich sterben“, sagt der ehemalige Mechaniker. Seine Frau sitzt stumm daneben. Sie führt über den Hof zum Stall, wo sie vom Hausschwein freudig begrüsst wird. Eine Katze gesellt sich dazu, sie mag nicht mehr von ihrer Seite weichen. Reden mag sie nicht. So bleiben die so beliebten

Trinksprüche aus. Der Wodka wird zum Seelentröster; und er hilft, den total versalzenen Speck zu ertragen. Es wird still. Auch die Tiere schweigen. Es ist die Stille Tschernobyls.